

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 6. — Sonntag, den 2. Februar 1930.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Bosamentiermeister Biermeß, der Schöpfer der Buchholzer Waldanlagen.

„Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da
da droben — wohl, den Meister will ich loben...“

Dankbar tragen wir dieses Lied im Herzen, wenn wir den Wald schauen, der sich hinter unserer Stadt Buchholz in gar prächtiger Staffage auf felsiger Höhe aufbaut. Stolz und königlich erhebt der Buchholzer Wald die Fichtenhäupter und riegelt so das Tal nach Sehma und Crazzahl ab, so daß in seinem grünen Ring das Stadtbild von Buchholz wie ein köstliches Juwel gebettet liegt. Ja, unser Heimatwald ist Schmuck der ganzen Stadt am Buchenholze und so soll es uns heute nun interessieren, im Bilde unserer „Erzgebirgischen Heimatblätter“ auch einmal den Mann kennen zu lernen, der die Waldanlagen geschaffen hat. Friedr. Wilh. Biermeß war es, ein alter Buchholzer Bürger, ein Bosamentier seinerseits Zeichens, dem die Liebe zur Natur u. der Sinn für den grünen Wald besonders tief im Herzen schlummerte. Jede freie Stunde, so heißt es von ihm, verlebte er in Gottes freier Natur und am liebsten eben dort, wo hinter dem Heimatstädtchen die Fichten grünen in weitem, weitem Wald. Ja, das war noch ein Wald zu jener Zeit, als Meister Biermeß lebte. Mächtige, starke Baumriesen standen um bemooste Felsen, bis dicht an das Weichbild der Stadt heran traten die mächtigen Fichten und Meister Biermeß hatte seine helle Freude an ihnen. Unter grünem Waldesdom, da hielt er wohl oft auch Zwiesprache mit dem großen Meister droben im Himmel, der Feld und Wald

geschaffen, da hielt er Gottesdienst mit seiner Menschenseele und gewann ihn lieb, den Heimatwald, der ihm gewissermaßen so ein geheiligter Boden wurde. Nach Feierabend sah man ihn oft mit seinen Bosamentiergehilfen im Walde arbeiten. Mit unermüdlischem Fleiß schuf er eine große Anzahl von den noch jetzt vorhandenen Waldanlagen und Wegen. Es wird wohl nicht mehr sehr viel Einwohner unter uns geben, die sich des Meisters Biermeß noch erinnern können. Ein Mensch von edelster Gesinnung ist er wohl gewesen. In wahrer Liebe zu Gott und zu seinem Nächsten verbrachte er seine Tage. Es wird von ihm erzählt, daß er alles, auch das Letzte, was er besaß, stets gern für seine Mitmenschen gegeben hat. Eine helle Freude leuchtete aus seinen Augen dann, wenn er irgendeinen Armen wieder einmal beglückt hatte. Einem anklopfenden Handwerksburschen habe er — so erzählt man sich — seine beste Hose aus dem Schrank gegeben. Bei solcher Menschenfreundlichkeit konnte sich Biermeß natürlich keine Reichtümer sammeln. So lebte er bis in sein hohes Alter von 73 Jahren eigentlich immer in ärmlichen Verhältnissen, und doch war er reich, innerlich reich

in rechter christlicher Lebensauffassung, war immer still und zufrieden und eben immer auch in einer großen Freude über seinem Heimatwald, den er über alles liebte und dessen Pflege er sich besonders angelegen sein ließ. Die Stadt Buchholz setzte diesem, ihrem verdienstvollen Bürger ein schlichtes Denkmal, das Biermeß-Denkmal, welches wir noch heute oberhalb des Schillerplatzes sehen können. Wir lesen auf dem einfachen Stein die folgenden Worte:

Stirnseite:

Friedrich Wilhelm Biermeß.
Er faßte zuerst die Idee zur Errichtung der Buchholzer Waldanlagen und legte die erste Hand an ein Werk, welches gegenwärtig Jedes für die Schönheiten der Natur empfängliches Gemüth erfreut.

Rückseite:

Dem Schöpfer der Waldanlagen, Herrn W. Biermeß, von der vierziger Gesellschaft im Jahre 1873 errichtet. Erneuert durch den Verschönerungsverein im Jahre 1912.

Rechte Seite:

Bringst Du die Natur heran,
Daß sie Jeder nützen kann,
Falsches hast Du nicht eronnen,
Hast der Menschen Gunst gewonnen.

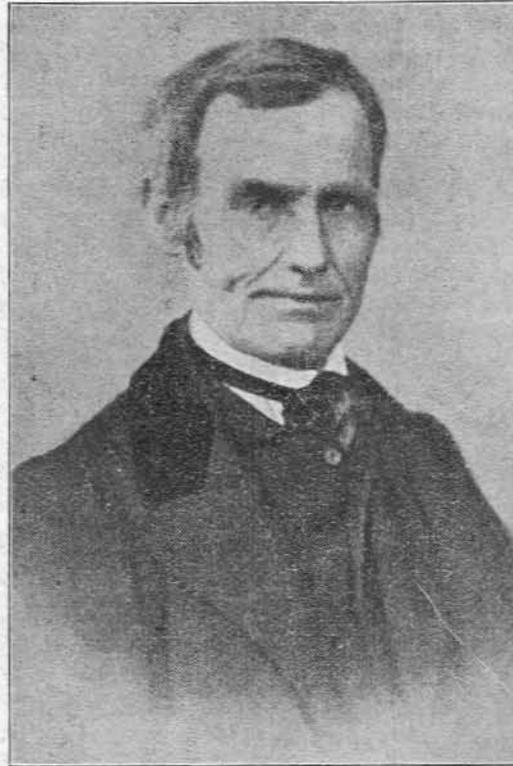
Linke Seite:

Die Stätte, wo ein guter Mensch geweiht,
Sie bleibt geweiht für alle Zeiten.

In diesen wenigen Sätzen ist die ganze Erinnerung eingeschlossen an einen Menschen, der Vorbild war uns allen, die wir noch Sinn und Liebe für un-

seren schönen Waldanlagen behalten haben, Sinn für die vielen stillen Winkel und Plätzchen, die in unserem Heimatwald zur stillen Einkehr laden. Der Sturmwind manch wetterharter Jahre hat die Wipfel des alten Stadtwaldes geschüttelt und zerzaust. Manch alter Riese ist gestürzt und lag im Waldesgrund. Gar leicht ist es da geworden, wenn wir die Fichtenreihen jetzt einmal mustern, die oberhalb der Kapelle des Friedhofes am Felshang stehen. Da fragen wir uns wohl auch beängstigt, was aus dem schönen Waldbild im Hintergrund der Stadt einmal werden soll, wenn auch die letzten Fichten fallen, die, rauchtrank von der Nähe des Bahnhofes, nichts mehr zeigen von der Kraft und Stärke der alten Baumriesen, die einst in unserem Stadtwald standen. Da sollen diese Zeilen eben wie ein Mahnruf klingen: Schirmt und schützt den schönen Wald und denkt daran, mit wieviel Mühe und mit welcher großer Liebe ihn Meister Biermeß gepflegt und gehegt hat! Laßt es uns ihm gleich tun, damit der Heimatwald Schmuck und Zier der Stadt am Buchenholze bleiben möge bis in blickferne Tage der Zukunft.

S. Edl.



Friedrich Wilhelm Biermeß,
der Schöpfer der Buchholzer Waldanlagen.

Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's

Wahre Geschichte aus verfloßener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. D. M i l a n.

(2. Fortsetzung.)

Stülpner verließ in heftigen Eilschritten die Stadt, deren große Häusermassen wie erdrückend auf seiner Brust zu lasten schienen. Erst als er die Rädnißer Höhe erreicht hatte, machte er halt und lehnte sich an einen Baum, dessen Äste ebenso alles Laubes leer, wie er von Hoffnung, zu dem Winterhimmel emporragten und von dem dahersahenden schneidenden Sturme arg geschüttelt wurden. Der Schweiß rann Stülpnern in großen Tropfen über die Stirne, aber er merkte nichts davon, denn in seinem Herzen kochte es gewaltig. „Nichts ... nichts!“ rief er ... „auch dieser letzte Anker verloren gegangen!“ Ein Fluch entrang sich seinen Lippen und nach einer Weile grollte er vor sich hin: „Also alles verloren, jede Aussicht auf eine Stelle geschwunden ... und warum? Weil ich nicht heucheln kann, weil ich ... im Walde das nicht gelernt habe. Nun denn, der Wald ist meine Heimat gewesen bisher, er soll es auch bleiben. Als Revierjäger mögen sie mich nicht, als Raubschütz müssen sie mich dulden, denn lebendig soll mich keiner fangen.“ Als ob ihm die Brust freier würde durch diesen Gedanken, warf er die bisher finster vor sich hinstarrenden Blicke heller umher.

„Ha, die Welt gehört ja dem Kühnen. Warum sollte ich gerade verzagen! Verläßt Gott das freie Wild im Walde nicht, warum sollte er nicht auch mit dem Freijäger sein? Aber Marie ... ach, meine Marie ...“ Die Erinnerung an seine Liebe durchzitterte ihn wie ein Fieber. „Der Raubschütz hat keine Heimat, kein Obdach ... wird sie sein Weib werden wollen?“ murmelte er vor sich hin, indes die Antwort, die er sich selber darauf im Stillen gab, mochte nicht sehr beruhigend für ihn sein.

Mit zu Boden gesenkten Blicken marschierte er die Höhe hinauf, der ihn umrasende Sturm schien ihn gar nicht zu kümmern.

Zweites Kapitel.

Er wird Refrut.

Scharfenstein ist ein kleines Dorf am Fuße eines Berganges, der auf seinem Rücken die aus früheren Zeiten stammende Burg der Besizer von Scharfenstein trägt. Der alte Wartturm derselben schaute wie ein Greis in die sich um ihn immer neu verjüngende Welt herab und verdiente den Namen eines bemoosten Hauptes in Wahrheit, denn grünes Moos hatte sich förmlich girlandenartig um das alte Gemäuer bis hinauf gewunden und zur Sommerzeit im Sonnenschein sah dieser natürliche Schmuck prächtig aus, so lebensfrisch, als wäre er erst neu entstanden; im Winter, wo sich die Schneeflocken in der Moosdekoration fingen und festfroren, glich der alte Turm einem in blendend weiße Locken eingehüllten Wächter, der in's Land lugt. Herrschaftswohnungen und Wirtschaftsgebäude waren noch im Gebrauch und daher in gutem Stande. Rechts hinauf geht der Weg nach Wolkenstein nach dem felsigen Greifenstein und vom Dunkel eines Buchenwaldes verdüstert, schaut der sogenannte Venusberg wie ein Neugieriger, der sich nicht recht umzuschauen wagt, hervor. Nicht allzufern von dieser waldigen Berggegend ziehen sich die böhmischen Grenzwälder als ein tiefschattiger Streifen dahin, so weit nur das Auge reicht.

Unten beim Dorfe rollt die Zschopau in geschäftiger Eile schäumend ihr Wasser über ein Wehr, sie ist das Silberband, das die dunkle Berglandschaft durchweht und ihr Leben verleiht. Eine Brücke führt über den fast immer wie in Gährung sich befindenden Fluß, dessen Wiege ein immerwährendes Felsenlager ist. Unfern vom Dorfe dehnt sich ein Waldgürtel hin und ganz in den Saum des letzteren eingedrückt, befand sich damals ein kleines Häuschen; der verstorbene Revierjäger Thomas Stülpner hatte es erbaut, und nun diente es seiner

Witwe zur Wohnung. In dem Hause, über dessen Türe ein Hirschkopf mit Geweih jedem, der hier fremd war, gleich den Stand seines Bewohners verkündete, herrschte wenig Annehmlichkeit, der Luzus, der überhaupt im sächsischen Obererzgebirge ein unbekannter Gast ist, weil Armut und Mangel oft am Notwendigsten ihre Heimat daselbst aufgeschlagen und dieser hohen Region den Namen „Sächsisches Sibirien“ erworben haben, war in dem kleinen Stülpner'schen Hause gänzlich fremd.

Seit dem Tode seines Erbauers, des Revierjägers, waren viel Tränen hier geweint worden und recht bitterer Kummer hatte sich daselbst häuslich niedergelassen. Die alte Mutter Stülpner sah einer traurigen Zukunft entgegen. Mit ihrem Manne war ihre Stütze dahin gestorben. Was sollte die alte Frau arbeiten? Dazu reichten ihre Kräfte nicht mehr, mit Mühe besorgte sie ihr bißchen Wirtschaft. Von acht Söhnen war ihr nur einer, ihr jüngster, der Karl, übrig geblieben, ein Bursche, der das beste Herz von der Welt, aber kein rechtes Glück hatte; denn, ein so trefflicher Jäger er auch war, jede Bemühung um eine Stelle war ihm fehlgeschlagen. Die Hoffnung, nach des Vaters Tode dessen Stelle zu erhalten, hatte der Gerichtshalter vereitelt, der des verstorbenen Vaters Feind gewesen, und wo Karl auch herumgefragt, alle Stellen waren besetzt, kein Jäger brauchte einen Burschen. Das war eine sehr schlechte Aussicht für die alte Mutter Stülpner, wer sollte sie unterstützen, wenn diesem Sohne die Möglichkeit dazu genommen wurde? Die Steuern waren zu bezahlen und daß der Gerichtshalter gewiß mit Härte sie eintreiben lassen würde, daran war gar nicht zu zweifeln. Eines Morgens hatte Karl gesagt: „Mutter, habt keine Angst, 's wird alles besser, als wir denken. Den Henker auch, was sollten wir zagen und klagen, wo es noch Hilfsmittel gibt, die nichtswürdige Sorge von uns abzuwerfen? Ich schaffe Rat, vertraut auf mich.“

„Woher denn Rat,“ fragte die Mutter ... „ich wüßte nicht, woher der kommen sollte.“

„Gestern sprach ich mit einem Böhmischem, der hat mir's Maul wässrig gemacht, daß drüben mehr los ist, wie hier bei uns. Ich versuche es. O, man muß zu nichts zu feige sein. Glück's, so seht Ihr mich jeden Sonnabend wieder. Fünf, sechs Stunden Entfernung tun mir nichts, ich gehe die Fußpfade, das wißt Ihr. Und denkt Euch die Freude, Mutter, wenn ich Euch so viel ... oder vielleicht noch mehr bringen könnte, als Ihr zum Leben braucht. Hussah! das wäre eine Heidenlust.“

Die Mutter sah freilich nicht recht ein, warum gerade in Böhmen das Paradies für die Jäger sein sollte; aber den Sohn in seinen Hoffnungen irre machen, wollte sie auch nicht, es konnte doch am Ende möglich sein, daß er drüben Anstellung fand und dann ihn an diese Gegend hier fesseln, das machte ihr wieder viel Furcht, denn daß Karl da einmal mit dem Störer seiner Hoffnungen, dem Gerichtshalter, zusammenrannte und es dann ein Unglück gab, der junge, heißblütige Mann in der Wut vielleicht dem Niederträchtigen eine Kugel durch den Kopf jagte, war ja leicht möglich ... und dann erst wäre das Unglück fertig gewesen. Deshalb war sie ihm nicht entgegen, etwas mußte geschehen, eine Aushilfe gesucht und gefunden werden. Sie half ihm also ein wenig Wäsche in den Jagdranzen packen, während er seine Büchse in besten Stand setzte, Pulver in's Horn saßte und des Vaters Hirschfänger umschnallte. Sie begleitete ihn eine Viertelstunde weit. Wie er Abschied von ihr nahm, sagte er:

„Mutter, grüßt Marien. Sagt ihr, ich hielte treu zu ihr, sie möchte ein Gleiches tun, sich ja nicht einschüchtern lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Moos'n Feierohnd



's Kalb.

Eine lustige Diebesgeschichte von Kurt Günther, Sehma.

's war mol an änn Nochnittig schuh ziemlich duster draußen, do soß in dr Dorfknep dr Stammtisch zesamm un 's wollt gar käne richtige Laune war'n. Do trot äh Flääschergesell vom Nachbardörf'l zr Tir rei, dar fir sein'n Määster äh Kalb gehüt hatt', un wollt äh Tippel Bier genähming. 'ne Weile drauf taten se an Stammtisch tuscheln. Dr Franz, ähner von de gerieb'nst'n unner dann Stamm'l, war auf ähne Idee gekomme. 's wurd' gewett'. Dr Franz wollt'n Gesell sei Kalb mausen, wenn'r hämmwärts machet, un zwar ging's im änn Fassei Bier. Als dr Flääschergesell A'stalt machet ze giehe, tat dr Franz ah, als wollt'r mol naus un fauset dann Flääschergesell vornewag in dann Wald, dar zwischen dann zwä Dörfen log. Stiel drinne im Wald zug 'r änn von sänn Stiefeln aus un tat'n hieleg'n un esu hunnert Meter weiter hinten dann annern. Als nu dr Gesell mit sänn Kalb kam, soog 'r dann erschten Stiefel lieg'n, hebet'n auf, guckt'n sich ah un äh bissel im, ob nett noch dar annere dolieg'n tät un leget'n dann nei in Seitengrob'n. Dr Franz hult sich dann Stiefel aus'n Seitengrob'n raus, wu dr Gesell außer Hörweil' war un fauset in änn Bug'n hie zu dann annern Stiefel. Wie dr Franz sich's ausgemolt hat, su kam's. Dr Gesell sieht dann Stiefel lieg'n, hebt'n auf, gukten ah un denkt fir sich: „Dos is dar annere zu dann Paar, die paar Schritt zurück verluhne sich“. 'r bind dos Kalb nah ann Baam, stellt ne Stiefel d'r'nab'n hie un faht dos Stichel wieder zurück. Haste nicht gesehe, war dr Franz aus'n Streichern raus, Kalb lusbinden, Stiefel unner Arm war ähns, un nu hämm in de Kneip.

Se taten schuh äh bissel dumm gucken, als dr Franz mit'n Kalb ahgewärgt kam un se ihre Wett vrschpielt hatt'n, aber 's gab ganz schien's Hallo, wie dr Franz in Strimpen aufgezwick't kam, de Stiefeln unner Arm un 's Kalb hinnerdrei.

Raum hatt' dr Wirt 's Kalb in Sicherhät gebracht, kam ah schie mei Gesell un mähet: „Ich gelab, mir homje mei Kalb gemaust“.

De annern war'n doch nu neugierig wor'n, wie dos dr Franz ahgeleilt hatt' un frug' ne ganz uschuldig aus. Se mahneten, 's könnt doch gar nett möglich sei, dos hier in dar friedlichen Geg'nd solche Spitzbub'n sich rintreib'n könnt'n.

„Nu“, saht dr Gesell, „ims Kalb is mrsch ja weniger, bluß im mein Määster, wenn ich do ehämm komm un hob käh Kalb miet, im Gottes Will'n. Wenn ich när geleich wißt, wu ich äh anneresch hartrieg'n tät“.

Dr Wirt war ah käh Dummer un saht drauf, doß 'r ähns im Stall stiehe hätt'. Dr Gesell war gleich ganz Feier un Flamme un 's wur gleich begückt.

„Ja, su ahnlich warsch, när laut har drmietet, iech sollt schuh in dr Dämmerung drhämm sei.“ 'r merkt's aber nett, doß sei Kalb war. 's Kalb wurd bezohlt un dr Gesell machet sich wieder off de Socken. Als 'r zur Tir naus is, spricht dr Franz: „Ihe mauf' ich's'n noch ämol“. De annern gelabehn 's nett, doß dr Franz suwos zammbrächt un als 'r wieder ne Wett im äh Fassel abieten tut, schlog'n se ei un dent'n fir sich: Rimmt wenigstens dos Fassel wieder rei, wos mr bezohlt hob'n.

Schon war dr Franz zr Hinnertir naus un wieder naus in Wald, dorthie ugefah, wu 'r is Kalb is erschte Mol gemaust

hatt'. Als 'r de Schritt häret, tut'r de Händ vor's Maul un macht „Mööh!“ Dr Gesell stugt. Dann noch emol „Mööh!“ Dr Gesell denkt sich, 's Kalb ward sich doch nett vorhin lusgerissen hob'n un streicht ike im Wald rim. „Mööh!“ Käh Zweifel, 'r bind sei Kalb wieder ah un schleicht dann Gebläät nooch. Dr Franz macht noch äh Stichel tiefer nei in Wald, bläkt noch ämol un machet dann fix hie zun Kalb, bind's lus un hämm drmietet.

Seine Komplizen taten nett schieh de Nahng rausdrehe, wu dr Franz de Wett wieder gewonne hatt', aber 's blieb'n weiter nischt ibrig, wie bezohln. Dr Wirt tat sich ähns lachen, su äh Beschäft hatt'r wochentogs lange nett gemacht. Mittlerweile bracht's ah ne Gesell wieder miet getrieb'n, mit'n ganz verduhzn Gesicht. Dr Franz hot'n noch äh bissel zappeln lassen un hot'n dann alles drzehlt. Zeerscht war 'r ganz aus'n Wolf'n gefall'n. Wu 'r wieder zu sich kam, gob's'n ah miet Spaß un 'r hot gleich vor Fräd äh Fassel gab'n.

's is noch ziemlich launig hargange salbing Ohnd. Niemand hot aber mehr gelacht, als dr Wirt, dar hot gleich sei Wirshaus intaafen lass'n un heite hääh't's: „Zum gemausten Kalb“. Richtern hot dr Gesell sei Kalb zwämol gemaust kriecht, 's dritte Mol sei se glücklich drhämm geland'; 's war bluß äh bissel speet wor'n un is Kalb hot'n Wag besser gewußt wie dr Gesell.

Rinnrparadies.

Von Paul Simon.

In Buchholz off dr Frauengass' e Schtabruch sich befind. —
Dort schtand emol e Fachwarthaus
als iech noch war e Kind.

E grußt Wasserbuttich log
an Tir'natritt dra.
Miet Moos un Ruß schtrich hier de Zeit
dos Holz gemietlich a.

De neie Wasserleitung gob
en biesen Tudeschtuß.
Paar lief dr Buttich, wur lawed,
doch net lang harrn'us.

Mir Rinnr vun dr Frauengass',
mir fruch'n raus un nei.
Wos off dr Rihwad wuhne tat,
mußt ah drbei miet sei.

Dr A'tritt wur zr Rittsburg,
dr Buttich zen Brließ.
Wu annersch kunnts net schennr sei,
ah net in Paredies.

Heit find mr sich dort kaum zeracht.
Dos Haus is waggebrannt.
Brschwundn is dr Buttich längst,
de Rihwad imbenannt.

Doß vieles sich vrännern muß,
dos is nu mol esu.
Doch mannichs ah beschtiehe bleib
un macht dos Herz en fruh.

Wie mir als Rinnr dort geschpielt
in längstvergangner Zeit,
su schpiel'n de Rinner voller Lust
ihr Rittschpiel noch heit.

Bilder aus aller Welt.



Presseball 1930.

Zum 40. Male vermochte der Verein Berliner Presse seinen Ball zu feiern, der, schlechthin als der Presseball bekannt, seit jeher zu den glanzvollsten gesellschaftlichen Ereignissen der Reichshauptstadt, ja des Reiches, gehört. Auch diesmal war die sogenannte Prominenz höchst zahlreich vertreten. Man sah den größten Teil der Reichsregierung, der preußischen Regierung, des diplomatischen Korps, der Spitzen der Behörden, der leitenden Persönlichkeiten von Handel und Industrie, die hervorragendsten Vertreter der Künste, des Films u. des Theaters, alles in allem eine schier unendliche Reihe von allbekanntesten Namen, die aufzuzählen fast unmöglich erscheint. Die festlich geschmückten Räume des Berliner Zoo boten auch diesmal ein kaum zu überbietendes glanzvolles Bild. Unser Bild zeigt den Tisch der Reichsregierung, von links nach rechts: Reichskanzler Müller, Außenminister Curtius und die Minister Wirth und Guérard.



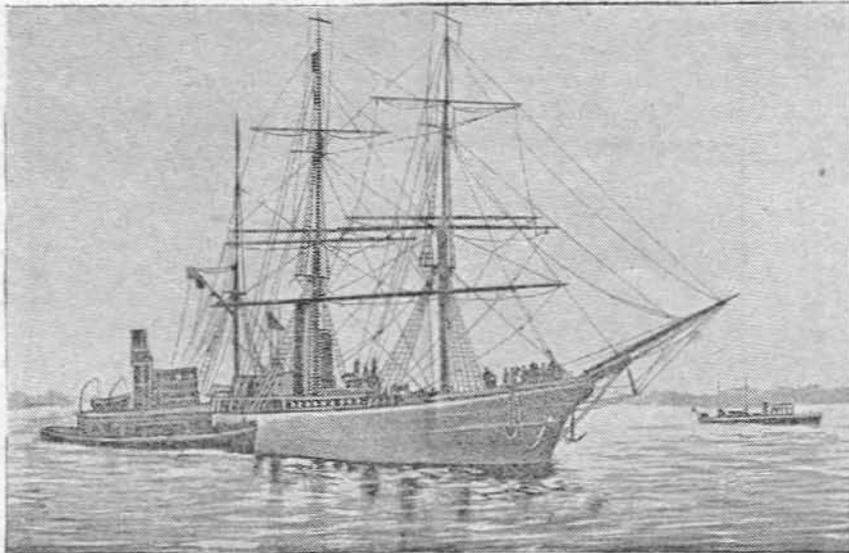
Autobusse in der römischen Innenstadt.

Die Verkehrskalamitäten in den engen Straßen der römischen Innenstadt haben die Stadtverwaltung der italienischen Hauptstadt veranlaßt, die Straßenbahn mit dem 1. Januar d. J. abzuschaffen und sie, wie unser Bild zeigt, durch die beweglicheren Autobusse zu ersetzen.



Byrd am Südpol festgenagelt.

Die „City of New York“, das Schiff der Südpol-Expedition Byrd (unser Bild) ist auf der Rückreise in Packeis geraten und sitzt fest. Die amerikanische Regierung hat bereits eine Hilfsexpedition eingeleitet, um die in der Antarktis eingeschlossenen Expeditionsteilnehmer zu befreien. Norwegische und englische Walfänger, die als Eisbrecher konstruiert und in der Nähe sind, sollen Byrd zu Hilfe kommen. Immerhin bleibt es fraglich, ob es gelingen wird, Byrd und seine Gefährten abzuholen. Es ist damit zu rechnen, daß Byrd vielleicht noch ein ganzes Jahr auf Little America ausharren müssen wird, bis sich die klimatischen Verhältnisse gebessert haben.





Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 6. — Sonntag, den 2. Februar 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 1243.

Die Seilkunde in den Predigten des Joachimsthaler Stadtpfarrers Mag. Johannes Mathejus.

Ein erzgebirgisches Kulturbild aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Nachdem bereits früher in diesen Blättern von Magister Johannes Mathejus, Rektor und Stadtpfarrer zu St. Joachimsthal, und seiner Bedeutung für das Geistesleben des gesamten Erzgebirges die Rede war (vgl. „Die Bücherei der Lateinschule zu St. Joachimsthal“, „D. Z.“ Nr. 241 v. 15. 10. 1929), soll heute eine andere Seite des umfassenden Wirkungskreises dieses bedeutenden Mannes in großen Zügen behandelt werden, und zwar ein Gebiet, das letzten Endes ganz und gar außerhalb seines Berufes lag. Die durch die reichen Silberfunde zu Beginn des 16. Jahrhunderts verursachte, geradezu sprunghafte Entwicklung der jungen Bergstadt am Südhang des Keilberges führte die verschiedenartigsten Elemente zusammen und stellte damit die führenden Männer, unter ihnen auch Mathejus, vor die mannigfaltigsten Aufgaben, unter denen sanitäre Probleme nicht die letzte Stelle eingenommen haben mögen. Wie groß das Bedürfnis nach Belehrung über hierher gehörige Fragen gewesen sein muß, geht am schlagendsten daraus hervor, daß der Joachimsthaler Pfarrherr immer und immer wieder in seinen Predigten und Schriften hygienische Probleme berührt und erörtert. Er entwickelt dabei verhältnismäßig umfangreiche medizinische Kenntnisse, gemessen am Wissen seiner Zeit, Kenntnisse, die er sich wohl zum guten Teil im Umgang mit den Joachimsthaler Stadtärzten Dr. Georg Sturz und vor allem mit dem berühmten Dr. Georg Agricola, der sechs Jahre „im Tale“ weilte, erwarb. All dieses Wissen ist uns in den Predigten des geistlichen Herrn überkommen, von denen einige, in erster Linie die „Sirachauslegung“, geradezu Vorlesungen über Individual- und Sozialhygiene darstellen.

Bei jeder nur irgendwie passenden Gelegenheit legt Mathejus seinen Mitbürgern die Notwendigkeit und Wichtigkeit eines vernünftigen, geregelten Lebenswandels ans Herz. Die Gesunderhaltung des Körpers war ihm eine ernste sittliche Pflicht, zu deren Erfüllung er folgende sieben Leitsätze aufstellte: „Zu Gott beten, nicht zu den Heiligen. Halte eine gewisse Zeit im Essen. Ruhe und Schlaf. Fröhlichen Mut. Früh nicht lange ungeessen gehen. Halte Brust und Füße warm. Meide den Müßiggang.“ Gewiß muten uns diese Thesen in ihrer engen Verbindung von hygienischen Forderungen mit sittlichen und religiösen Pflichten eigenartig an, sie zeigen uns aber Mathejus auch als scharfen Beobachter, der sich z. B. völlig darüber im klaren war, daß eine ganze Anzahl von Krankheiten einerseits auf seelische Affekte, andererseits auf mangelhafte körperliche und wohl auch geistige Betätigung zurückzuführen sind.

Einen großen Raum nimmt in seinen Predigten der Kampf gegen die Völlerei, das Unmaß im Essen und Trinken ein, dem seine Zeit mit Leidenschaft frönte, und von dem wir, die wir in der „Zeit der schlanken Linie und der Ernährung nach Kalorien“ leben, uns kaum eine rechte Vorstellung machen. Der wirtschaftliche Aufschwung Joachimsthals hat gerade auf diesem Gebiet zu

Erzessen geführt, deren Auswirkungen sich nicht allein in hygienischer Hinsicht, sondern auch in sozialer mitunter sehr unheilvoll auswirkten. Von den Bewohnern der jungen Gemeinde galt das drastische Luther-Wort: „Dies Volk kann nicht sein ohne groß Saufen und Fressen“, und so mag denn auch Mathejus allen Grund gehabt haben, auf diese „Fress-, Sauf- und Bauchwelt“ zu schelten. In der derben Weise seiner Zeit geißelt er u. a. die Eßlust einmal mit folgenden Worten, wobei er nachdrücklich auf die gesundheitlichen Gefahren hinweist: „Wer zuviel esset, zumal des Abends, und geht mit vollem Bauche schlafen, der wälzt sich im Bett herum wie ein Braten, dünstet wie ein Backofen und grülzet wie ein Bauer, schläft unruhig, hat schwere Träume, plehet ihm der Bauch und rumpelt im Leibe, bis er einen Durchschlag macht; da zerzt, reißt und grimmet es die ganze Nacht und folgt darauf Colica oder Darmsucht und Grimmen im Leibe, und die Dünste steigen über sich und hängen sich oben im Kopfe ein wie die Tropfen an der Ofenblasendecken...“ In diesem Zusammenhang muß ferner die scharfe Ablehnung erwähnt werden, mit der Mathejus dem damals allgemein üblichen Uebermaß im Gebrauch von Gewürzen aller Art, namentlich Pfeffer, begegnet. Ein anderes Uebel, das ihm ständig Sorge bereitet, und dem er unter Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit zu steuern sucht, ist die Trunksucht und ihre Folgen, die er u. a. durch das Sprichwort „Ließen wir die Güß“, so ließen uns die Flüß“ (= Schlaganfälle) illustriert. Dabei ist er durchaus kein abgessagter Feind eines guten Trunkes, sondern weiß als echtes Kind seiner Zeit einen edlen Tropfen wohl zu schätzen, wie denn auch eine seiner Hochzeitspredigten einen wahren Hymnus auf den Wein darstellt. U. a. finden wir weiter Äußerungen wie: „Wein ist Del für den Körper“, oder: „Ein Quartel (= Viertel) vertreibt Unlust und manche Krankheit; namentlich ein gut Trünklein rheinischen Weines“, oder das humorvolle Wort: „Der Teufel haßt diese gute Kreatur; daher heßt er die Türken wider die Weinstöcke, Weinberge, den guten Rebenjaft, der doch ein besonderer Diener der Freude und des Lebens ist.“ Ja, sogar für einen kleinen Rausch hat der ehrwürdige Herr Verständnis und beurteilt ihn milde, wenn er sagt: „Das Evangelium gedenkt auf der Hochzeit zu Kana auch trunkener Leute. Nun heißt die Schrift trinken sein, daß sich einer satt trinket, also daß er Gottes nicht vergißt, spricht sein Gebet, kann richtig heimgehen und seinen Wein tragen, ist fröhlich mit Weib und Kind, legt sich in Gottes Namen schlafen, steht früh auf, versäumt nichts an seinem Gebet, Amt und Arbeit; tut seinem Leibe keinen Schaden, verzehret nichts Unnützlich, stiftet oft im Trunk was Gutes, hilft Friede und Einigkeit machen, dient oft einer ganzen Gemein! ... Es kann sogar einem klugen und frommen Mann bisweilen eine Narrheit entfahren, wie wir alle gebrechlich sind, wenn zumal der Wein und die Gesellschaft gut und das Herz sehr fröhlich ist. In solchen Fällen tröstet dem Neuen Noahs Exempel.“ Wesentlich anders und härter klingt allerdings, was Mathejus über Trunksucht

und sinnlose Trunkenheit zu sagen hat, Unsitte, die auch damals schon Opfer forderten und gerade in Joachimsthal infolge der zusammengewürfelten Bevölkerung zu manchen Ausschreitungen und Unzuträglichkeiten Anlaß gegeben haben mögen. Im Anschluß an das eben Zitierte predigt der Pfarrer seinen allzu trinkfrohen Zeitgenossen ungeschminkt seine Meinung und hält ihnen eine ziemlich scharfe Philippika: „Dies Weinlob ist aber nicht für die Vollen und Tollen, die, ein trunken Holz und Pelz, Sau und Unflat, nur poltern, schlagen, hauen, fluchen, schelten wollen, die sich in der Woche siebenmal oder einen Tag dreimal vollsaufen, müssen im Bocktrog herumgetragen werden, oder man schrotet (= wälzt) sie gar auf einen Karren. Solcher Zechbruder ist der Satan.“

Interessant ist weiter, welche Ratschläge Mathesius seiner Gemeinde bei Erkrankungen gibt. Handelt es sich nur um ein leichtes Unwohlsein oder geringe Beschwerden irgendwelcher Art, so soll man nicht sofort zum Arzt gehen, sondern versuchen, das Uebel mit bewährten Hausmitteln zu bekämpfen. Um in solchen Fällen sofort Hilfe bei der Hand zu haben, hält er es in seiner bereits erwähnten „Sirachaulegung“ für „christlich“ und notwendig, Hausapotheken anzulegen und die Gartengewächse zu deren Ausstattung zu benutzen, „damit man nicht gleich in die Apotheken laufen muß, und da die starke Arznei, die aus den fremden Materien, die über das Meer zu uns geführt werden, zubereitet wird, nicht jedermann dient, auch nicht jedermanns Kauf und Vermögen ist“. Man erkennt hieraus, daß auch soziale Gründe in den Gedankengängen des Herrn Magisters eine Rolle spielen. Er bedauert es deshalb lebhaft, daß ein alter, guter Brauch zu seiner Zeit bereits aus den Schulen verschwunden war, nach dem die „praeceptores“ (= Lehrer) mit ihren Schülern Kräuter sammelten und deren Heilwirkung besprachen. In seinen Predigten zählt Mathesius eine beträchtliche Anzahl meist dem Pflanzenreich entnommener Hausmittel auf und gibt bei vielen an, gegen welche Krankheiten sie sich als heilsam bewährt haben. So empfiehlt er für „Haupt und Gehirn“ (d. h. also wohl gegen Kopfschmerzen) Majoran, Quendel und Rosen, gegen Halschmerzen Maulbeeren und Prünellen, gegen Augenleiden Fenchel und Augentrost. Für die Zahnpflege ist wegen der speichelbildenden Wirkung Bertram (= Geißerwurzel) geeignet, während sich bei Zahnfleischentzündungen die Meerzwiebel als Heilmittel erweist. Bei Magengeschwüren ist die Anwendung von Salbei, bei Brustschmerzen die von „Eysop“ (?), Chamäleon (?) und Mariädisteln und bei Herzbeschwerden der Gebrauch von „Feiligen“ und Rosen zu empfehlen. Bei Lungenleiden kommt „süßes Holz“ (Süßholz) als Hausmittel in Betracht. Gegen Lebererkrankungen bewährt sich entweder Barmut oder Endivia und Rose, je nachdem es sich um eine „erkaltete“ oder „hitze“ Leber handelt. Bei Milzleiden üben „Teucrion“ (?) und Lavendel, bei Schmerzen in den Nieren Rainfarren und Peterilie, ferner bei Seitenweh carduum Benedicti eine günstige Wirkung aus. Offene Wunden behandelt man mit Tausendgüldenkraut, Schwäre mit Hundsmelde und „Spanadern“ (= Krampfadern) mit „Papeln“ (= Malven). Als Gegenmittel gegen Vergiftungen rühmt Mathesius die Raute. Damit ist jedoch sein Heilmittelschatz bei weitem noch nicht erschöpft, sondern er zählt deren noch eine ganze Menge auf, von denen manche heute noch sich, namentlich auf dem Lande, großer Beliebtheit erfreuen. Hier und da gibt der gelehrte Herr auch nähere Anweisungen über die Anwendungsform dieser oder jener Volksarznei, wenn er beispielsweise sagt: „Wenn sich einer mit Wein erhitzt hat, da pflegt man ein Trunklein aus Rosenzucker oder aus Violensaft zu machen, die Hitze zu dämpfen und zu löschen. Gegen Bauchweh und Durchlauf trocknet man mit Myrrhen oder welschen Heidelbeeren die übrige Feuchtigkeit aus. Für den schwachen, kalten Magen ist ein wenig Wein gut. Wer im Leibe vertrocknet und fest ist, soll Pflaumenuppe einnehmen.“

Wenn nun auch Mathesius ein warmer Anhänger der Hausapotheke und volkstümlicher Arzneimittel war, wobei, wie schon erwähnt, auch soziale Beweggründe mitgesprochen haben dürften, so wollte er doch keinesfalls dem Leichtsinne das Wort reden. Er legte vielmehr seinen Gemeindegliedern dringend ans Herz, bei ernsthafteren Erkrankungen baldigst einen „vernünftigen“ Arzt beizuziehen und dessen Anordnungen getreulich zu befolgen.

Nachdrücklich warnt er wiederholt vor Kurfuschern und Quacksalbern, deren einem, einem ungeschickten, bertügerischen „Kuh-arzte“, er die Schuld am Tode seines Vaters beimißt. Er sagt von ihnen: „Die zäuberischen Juden richten viel Unfug an unter dem Schein und Fürhaben der Arznei. Viele Wundärzte geben wider ihr Amt und Stellung Arzneien ein. Desgleichen alte Hexen und was Tyriacksmänner, Speyviel (vielleicht großsprecherische Marktstreier?), Steinschneider, Zahnbrecher und Landstreicher mehr sein, welche ein Quae oder Quart für Petroleum oder S. Catharinenöl oder Balsam verkaufen. Im Thal (= Joachimsthal) hat es viele solche Tyriacksmänner und Trodler gegeben, die den Leuten ihre Blätter aufgestochen, Gewächse geschnitten und Beutel geleert haben.“ Damit wollte er jedoch nicht abstreiten, daß auch Laien oft über ernsthaftes medizinische Erfahrungen verfügen. So erwähnt er u. a.: „Im Tale konnte ein Schmieder die Bräune, ein anderer den Scheerbock, (= Scharbock, Storbüt?) heilen.“ Ebenso wie die Befragung von Kurfuschern lehnte er naturgemäß auch die Anrufung der Heiligen bei Erkrankungen ab, wobei ihn neben reformatorischen auch medizinische Gründe geleitet haben mögen, insofern er beabsichtigte, die mit irgendwelchen Leiden Befallenen aus dem dumpfen Zuwartern aufzurütteln.

Sehr wichtig ist weiter, daß sich Mathesius bereits über den ansteckenden Charakter einer Reihe von Krankheiten klar war. „Gift ist Gift, und einer kriegt's vom andern“, sagt er in einer seiner Predigten, „es sei Ausatz, Pestilenz, Franzosen (= Geschlechtskrankheit), englischer Schweiß (= Schweißsucht), spanische Blattern, Krebs und was sonst ähnliche Geschwüre und Ränden sind.“ Vor allem mit der Pest, dieser fürchtbaren Geißel des Mittelalters, beschäftigt sich der Joachimsthaler Pfarrer wiederholt und gibt nachstehende Vorbeugungsmaßregeln gegen diese Seuche: „Zur Zeit der Pest soll der Christ in seinem Beruf und Wegen bleiben, seinen Nachbarn christlich dienen und gewiß sein, daß Gottes Engel ihn auf seinen Wegen behüten. Wenn er seine Leute innehält, läßt sie nicht an vergiftete Orte und Häuser gehen, hält sein Haus rein, räuchert abends und morgens mit Bitriol, Barmut, Lorbeer, Eichenlaub, sehr heiße Ziegel, Gefäße mit Wasser in die anrühigen Zimmer, zündet große Lichter an, wie man bei den Kranken viel brennende Wachskerzen mit Myrrhen zur Arznei der Umstehenden halte; läßt niemand nüchtern ausgehen, braucht Einhorn, Mithridat (alte Universalmittel) und andere Latwergen, ist gebeizten Wachholder (harntreibend) oder Raute (schweißtreibend), Feigen, Nüsse, frische Butter, Pimpernell (speichelbildend), Allant (magenstärkend), trägt Zitwer, Angelica, Meisterwurz unter der Zunge, bestreicht den Puls mit Skorpionöl und betet sein starkes Vaterunser daneben, kann und soll kein vermehrer heiliger und Rottengeist ihn strafen.“ Flieht jemand mit den Seinen aus dem verseuchten Ort und kehrt erst nach Erlöschen der Krankheit zurück, so soll man ihn, nach Ansicht des Pfarrherrn, nicht scheel ansehen, sofern er kein Amt hat und dieses im Stich läßt, denn „es soll niemand Gott versuchen“. „Was aber im Dienst steht, Kirchendiener, Aerzte, Wehfrauen, Regenten, Gesinde, das muß fußhalten, sich dem lieben Gott befehlen und im Bisamknopf (auch ein Abwehrmittel) den Spruch tragen: Er hat seinen Engeln befohlen über dir. Doch sollen die Gemeinden einen eigenen Diakon in Bestallung haben oder alte Priester aufnehmen, die in gefährliche Häuser gehen, damit durch die anderen Kirchendiener niemand von den Gesunden beschädigt werde. So der Christ selbst mit der Seuche beschmeißt wird, soll er andre Leute nicht ohne große Not zu sich fordern, daß er nicht zum Mörder werde.“ Man erkennt hieraus, daß sich Mathesius eingehend mit dieser für seine Zeit vielleicht wichtigsten sanitären Frage befaßt hat, denn seine Anordnungen decken sich mit denen der Pestordnungen anderer Städte, die er allem Anschein nach eingehend studiert hat.

Ueberblicken wir all das vorstehend Aufgeführte in seiner Gesamtheit, wobei es noch erheblich vermehrt werden könnte, so müssen wir sagen, daß der Joachimsthaler Stadtpfarrer über ein für seine Zeit relativ umfangreiches medizinisches Wissen verfügte. Wichtiger aber ist noch, daß er sich nicht scheute, die Kanzel zum Lehrstuhl für volkstümliche medizinische und hygienische Vorlesungen zu machen und damit in hervorragendem Maße für das seibliche Wohl seiner Mitbürger tätig zu sein.

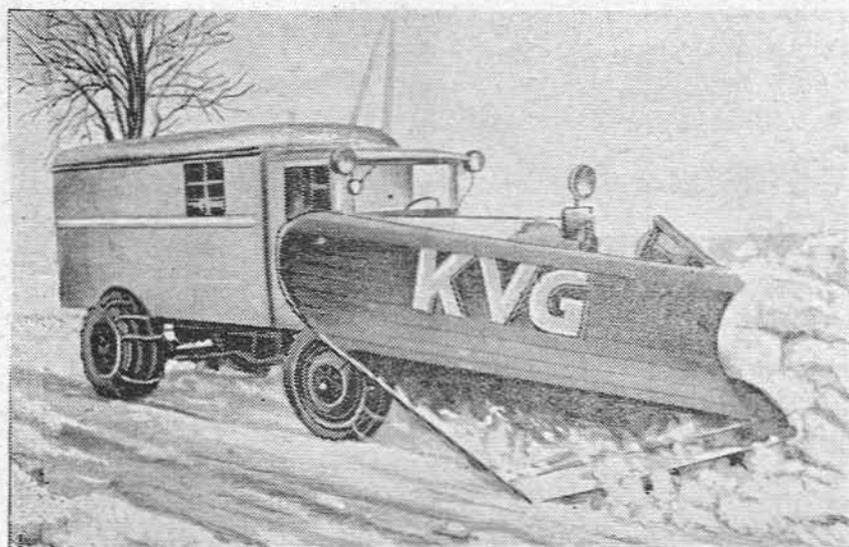
Bilder aus aller Welt

10 Jahre

zerstückeltes Westpreußen.

Am 10. Januar 1920 wurde das Urteil über das Schicksal der Provinz Westpreußen rechtskräftig. Nach dem Versailler Vertrag wurde die Provinz in vier Stücke zerrissen, von denen das größte, etwa Dreiviertel ihres Gebietes, an Polen und Danzig gingen. Das günstige Ergebnis der Volksabstimmung in den Kreisen Marienburg, Stuhm, Marienwerder und Rosenberg verhinderte weitere Gebietsverluste. Diese vier östlich der Weichsel und der Nogat gelegenen Kreise wurden als Regierungsbezirk Westpreußen verwaltungsmäßig an die Provinz Ostpreußen angeschlossen. Was dann noch von der Provinz übrig blieb, wurde der neugebildeten Grenzmark Posen-Westpreußen zugeteilt.

Als Westpreußen 1772 durch Preußen von den Polen übernommen wurde, glich es einer Wüste. Bald jedoch nahm es einen ungeheuren wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung. Nunmehr ist durch die Zerreißung der Provinz die Wirtschaft völlig lahmgelegt und wie es um den kulturellen Stand des an Polen gefallen Gebietsteiles bestellt ist, lehrt ein Besuch, der das Land kaum wieder erkennen läßt. Unser Bild zeigt den Einmarsch der polnischen Truppen in Thorn am 18. Januar 1920.



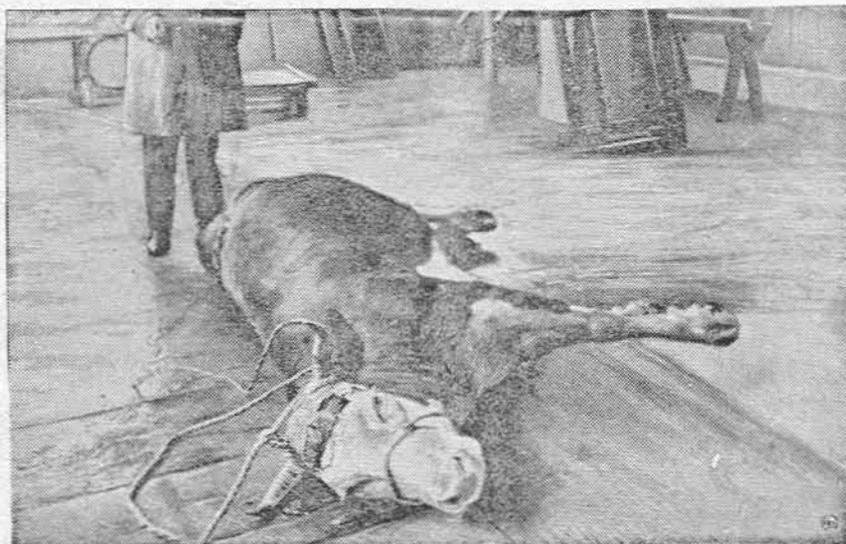
Der erste Autoschneepflug Europas.

Von der Sächsischen Kraftverkehrsgesellschaft ist auf der Strecke Dresden—Zinnwald (Erzgebirge) der erste und einzige Autoschneepflug Europas in Dienst gestellt worden. Der Schneepflug ist amerikanischen Ursprungs, hat Vierradantrieb und ist mit zwei Pflugscharen versehen. Die Leistung des Motors beträgt 100 PS. Da der Schneepflug zur Belastung stets Sand mit sich führt, kann er bei Glätte auch zum Sandstreuen verwendet werden.



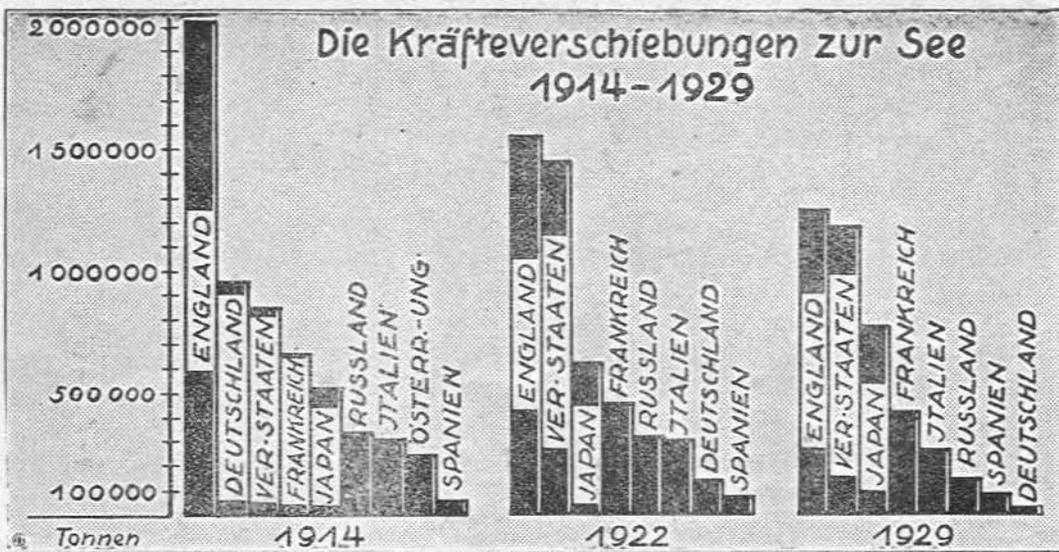
Zum bayerischen Schächteverbot.

Wie bekannt, ist in Bayern seit langer Zeit ein heftiger Kampf gegen das sogenannte Schächten der Tiere im Gange, worunter man das Schlachten der Tiere ohne vorhergehende Betäubung versteht, wie es vom jüdischen Ritus verlangt wird. Nunmehr ist im Verfassungsausschuß des bayerischen Landtages mit 15 gegen 11 Stimmen ein Gesetzentwurf angenommen worden, der beim Schlachten den allgemeinen Betäubungszwang einführt. In der Debatte wurde darauf hingewiesen, daß das elektrische Betäubungsverfahren ein völlig schmerzloses Töten der Tiere gewährleistet und zudem geeignet sei, den Vorschriften des jüdischen Gesetzes zu entsprechen. Unser Bild zeigt die Vorrichtung zur elektrischen Betäubung der Schlachttiere, wie sie in München zur Anwendung gelangt. Eine Sekunde, nachdem der Strom eingeschaltet ist, liegt das Tier regungs- und bewusstlos am Boden.



Material für die Flottenabrüstungs-Konferenz.

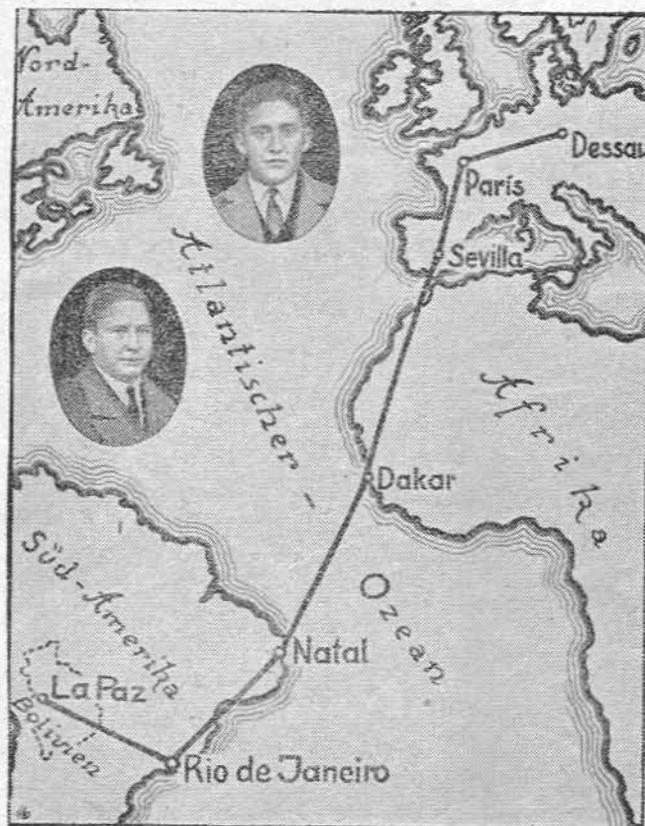
Wie grundlegend sich die Stärkeverhältnisse der einzelnen Kriegsflotten verschoben haben, darüber gibt unsere Statistik ein anschauliches Bild. In den Tabellen sind alle Linienschiffe, Schlachtkreuzer, Kreuzer und Flugzeugträger enthalten, die jünger als 20 Jahre sind, ferner alle Torpedofahrzeuge, die jünger als 16 Jahre sind, sowie alle Unterseefahrzeuge, die jünger als 12 Jahre sind. Wohl ergibt die Gesamttonnage der Kriegsflotten andere Zahlen, doch darf man die Kriegsschiffe, die älter als oben angegeben sind, getrost außer acht lassen. Ein Linienschiff, das älter als 20 Jahre ist, ist heute doch nahezu wertlos. Wir sehen, wie Deutschland von der zweiten auf die sechste und jetzt sogar auf die siebente Stelle gesunken ist, weil seine Kriegsschiffe immer älter werden und Neubauten nicht in dem erforderlichen Umfang vorgenommen werden können. Wir sehen ferner, wie die Vereinigten Staaten fast die Flottengleichheit mit England hergestellt haben und wie Japan sich von der fünften auf die dritte Stelle vorgeschoben hat. Man darf gespannt sein, welche Verschiebung des Kräfteverhältnisses nach der Flottenkonferenz erneut eintreten wird, sofern man überhaupt positive Arbeit leisten wird.



Ein Flug Deutschland — Bolivien.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Die beiden bolivianischen Fliegeroffiziere Hauptmann Lucio Qui- zaga (oben) und Hauptmann Horacio. Bacquez (unten) haben ihren im vorigen Jahr angekündigten Etappenflug Deutschland — Bolivien nunmehr wahrgemacht und sind von Dessau aus aufgestiegen. Die erste Etappe soll nach Paris führen. Die Flieger be- nützen eine deutsche Junkersmaschine vom Typ der „Bremen“.



Rekrutenzeit der Pferde.

Was ein richtiges Soldatenpferd sein will, muß ebenso wie der Mensch eine regelrechte Rekrutenzeit durchmachen. Müssen doch die Pferde in Wind und Wetter durchhalten, oft unsägliche Strapazen bestehen, mit lärglichem Futter auskommen, und im Donner der Geschütze standhalten. In der Reichskavallerieschule zu Hannover werden die jungen Pferde für ihre Aufgaben vorbereitet. Wie innig Roß und Reiter miteinander verwachsen sind, davon zeugt unser Bild in eindrucksvoller Weise. Schützend legt es seinen Leib vor den Reiter, der abgeessen ist und nun gleichsam als Infanterist weiterkämpft.